

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 38 (1934-1935)  
**Heft:** 13

**Artikel:** Pietsch  
**Autor:** Ehrhart, Otto  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-668695>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Pietsch.

Von Otto Ehrhart.

Ein dänischer Fischer hat mir diese kleine Geschichte vermittelt. Ich gebe sie hier wie aus seinem Munde weiter.

„Damals war ich gerade achtzehn Jahre alt geworden, als unser Nachbar Jens Raabe wegen eines Beinschadens nach einer langen Seefahrt zurückkehrte. Seine Mutter war inzwischen verstorben. Sie hatte ihm alles in Ordnung hinterlassen: Haus, Garten und ein gutes Boot. Er hätte also ganz gut arbeiten und Geld verdienen können, wenn er nur gewollt hätte, denn er war groß und stark. Aber das lange Laster zog es vor, faul vor seinem Haus herumzuliegen, um mit seinem Unblick arbeitssame Menschen zu ärgern. Er war oft betrunken, und dann prügelte er seinen Hund, einen kleinen schwarzen Spitz, den er auf seiner letzten Reise irgendwo aufgegabelt hatte.

Dieser Hund — Pietsch — war es, der ihn eigentlich ernährte. Er war klug wie unsereins, hatte Augen — wahrhaftiger Gott! — wie ein Mensch. Und er verstand und kannte alles. Sagte Jens „Pietsch, meine Stiefel!“ so brachte er sie. „Pietsch! Meine Mütze!“ Er brachte ihm, was er wollte.

Jens zog mit seinem Hündchen auf den Jahrmärkten herum, und im Sommer, wenn genügend Badegäste da waren, mußte Pietsch seine Kunststücke vorführen, „Arbeiten“, wie es Jens nannte. Er pfiß dann einen Walzer, und Pietsch tanzte. Er setzte ihm eine kleine Bärenmütze auf, hing ihm ein Gewehrchen um, und Pietsch ging damit aufrecht auf den Hinterläufen, wie eine Schildwache, auf und ab. Jens machte „Bumm!“ und Pietsch fiel wie tot zu Boden. So machte er noch allerlei Sachen, und endlich nahm er Jens Mütze und ging damit sammeln. Hatte er so für seinen Herrn ein paar Kronen verdient, dann ging dieser das Geld verkaufen. Pietsch bekam dafür sauber abgenagte Knochen, Wasser und — wenn der Kausch fertig war — Prügel. Man konnte es einfach nicht mitansehen.

Im folgenden Winter hatte sich Jens wieder einmal schwer übernommen. Pietsch sollte ihn heimführen. Und wie das nun so ist — der Hund hatte stundenlang auf dem kalten Boden der Aneipe gelegen — er mußte auf die Seite. Herr Jens wollte vielleicht deswegen erst um Erlaubnis gefragt werden. Kurz und gut, er

ärgerte sich darüber, stieß nach dem Hund, glitt aus, fiel und schlug sich im Fallen auf einem eisernen Poller den Schädel ein. In den Armen zweier Matrosen, die ihm wieder auf die Beine helfen wollten, verschied er.

Am nächsten Tag lag Pietsch jaulend, struppig und zerzaust daheim vor seiner Kate. Ich trug ihm Fressen hinüber. Er schaute mich nicht an und drehte den Kopf zur Seite. Oft stand er auf, schnupperte an den Orten, wo Jens gegangen war; er kratzte winselnd an der Tür und legte sich dann wieder seufzend an den Platz, wo er vorher gelegen hatte. Nachts heulte er. Er hatte eine sonderbare, merkwürdige Art zu heulen, die einem durch Mark und Bein ging. Man konnte dabei nicht schlafen. Meinem älteren Bruder wurde die Sache bald zu bunt. Er stand auf, um den Hund zu erschließen. „Laß ihn!“ bat ich. „Das Tier ist ja so verständig, vielleicht kann ich mit ihm reden!“

Pietsch knurrte, als ich zu ihm kam. Ich ging trotzdem näher. „Pietsch“, meinte ich, „das hat nun alles keinen Sinn mehr. Dein Herr ist tot, keiner kann ihn je wieder lebendig machen. Jens ist weit, weit fort!“

Wie ich „Jens“ sagte, springt das Tierchen auf, seine Augen glänzen, es wedelt freundlich, bringt mir ein Stück Holz. Ich muß es fortwerfen. Pietsch macht „Apport“. Er beginnt zu tanzen, und ich pfeife dazu. Das macht ihm also Spaß. Er ist „Soldat“. Ich mache „Bumm!“, er stellt sich tot. Wir gehen das ganze Programm durch, und endlich, als ich glaube, daß alles gewonnen sei, und mich schon freue, sage ich: „So, brav, Pietsch, nun komm schon mit!“ Da bleibt er störrisch stehen, knurrt, und als ich ihn wieder beruhigen will, schnappt er nach meiner Hand. Well — ich muß ihn stehen lassen.

Am anderen Tag war es das gleiche. Er wartete bereits auf mich, tanzte, apportierte, aber er ließ sich weder streicheln noch mitnehmen. Das gute Essen, das ich ihm gebracht hatte, stand noch unberührt da. So ging es volle sechs Tage. Volle sechs Tage konnte keiner mehr schlafen, und mehrere Male mußte ich das kleine, treue Leben verteidigen. Die einzige Freude, die Pietsch noch kannte, war „Arbeiten“. Er sah jetzt zum Verzweifeln elend aus. Sein Unblick war ein Jammer.

In der folgenden Nacht war Vollmond. Der Hund heulte wie nie vorher. Ich lag wach, paßte auf, daß ihm niemand was tat und dachte darüber nach, wie man da wohl helfen könne. Einmal mußte die Geschichte doch ein Ende nehmen. So ging es nicht weiter. Ich grübelte hin und her, aber es fiel mir nichts Gescheites ein. Plötzlich — ist alles still. Es ist so still, daß es beinahe feierlich ist. Ich stehe auf und schaue durchs Fenster...

Über der Jense'schen Kate steht der Mond. Es ist ganz hell, man kann weit auf die See hinaussehen. Und es ist harter Frost. Auf dem Weg vor dem kleinen Hause steht der Hund und macht „Soldat“. Mit steifen Beinchen, als

trübe er wieder sein kleines Gewehr, geht er vor dem Zaun ernsthaft auf und ab, hin und her, auf und ab. Er zittert jämmerlich, er kann sich kaum auf den Beinen halten, aber er geht und geht. Er fällt, steht auf und fängt zu tanzen an. Keiner pfeift. Aber er tanzt, tanzt immer wilder, stürzt, rafft sich auf, taumelt wieder. Die Zunge hängt ihm weit aus dem Halse heraus.

Endlich krieg ich das Fenster auf, rufe, aber er kann mich ja nicht hören, so röchelt er... Herrgott noch einmal! Pietsch!

Da liegt er wieder! Na — kommt er nicht mehr hoch? — „He — Hallo? Pietsch!“

Als ich hinauskam, war er tot.

## An einer alten Riesgrube.

Von Otto Ehrhart.

Am Rande des Moores liegt eine mächtige, grüne Versenkung. Wenn du von den flachen Feldern kommend, durch wogendes Korn eine Weile in nördlicher Richtung dem Moore zuschreitest, mußt du unbedingt auf sie stoßen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich erkläre: Du trittst aus den Ähren und schaust mit hellem, verwundertem Entzücken in die Tiefe. Hier, wo ringsum Korn gleitet, dessen Ferne nur das braune, flimmernde Moor umspannt; wo der Habicht wie gelangweilt durch die glasige Bläue zieht — erschließt sich vor deinen Augen ein kleines Paradies. Wie ein freundliches Tal liegt die alte Grube zu deinen Füßen, bewachsen, begrünt mit Gras, mit Blumen, Büschen, Bäumen und Stauden. Zwischen Binsen und Schilf schläft ein kleiner behaglicher See und himmelt die Sonne an.

Es ist unendlich lange her, die ältesten Bauern können sich kaum noch dessen entsinnen, da wurde hier Ries gefahren. Durch viele Jahre hindurch holten sich die Bauern der weitesten Umgebung, die Möslers, welche damals noch bitter arme Teufel waren, hier ihren Bedarf an Sand- und Wegebaustoffen. Wenn du die gewaltige Grube siehst, ahnst du ungefähr, was die Vorfahren der heutigen steinreichen Mooshöfe geleistet haben. Du bewunderst ihren Fleiß, aber es tut dir doch zugleich weh, daß ihre Felder, welche damals ferne, weiße Flecke in der Landschaft waren, nun bis hierher gedrungen sind. Daß das ernste, melancholische Moor mit seinen Sümpfen, Bächen und Weihern, mit den krüppeligen Kiefern, blitzenden Weiden und dem

tausendfachen Widerschein des Sonnenglastes nun immer weiter gedrängt wird. Immer weiter hinaus bis an das Ende, wo wieder Felder, Dörfer, Städte, Schienenstränge und Telegraphenstangen beginnen. Wo die Kultur haust. Ich glaube aber, es geht dir genau so wie mir, du bist glücklich, wenn du noch einen Fegen alte Erde erwischt, du kannst wie ich mit der Schwalbe nach dem nahen Kirchturm flitzen, mit einer morgenseligen Berche in den Himmel steigen, und du wirfst traurig vom Leid der novembernebel-umrauchten Kiefer, wenn die schluchzenden Meisen in ihren gefrorenen Zweigen läuten. Nun — weil du so bist, kann ich dir auch von meiner lieben Grube weiter erzählen.

Ich weiß nicht, wie es auf einmal kam, hatte man einen näheren, besseren Riesgrund entdeckt, baute man weniger oder begann man bereits die durch das Moor führenden Straßen zu pflastern — kurz und gut — man war dabei, die alte Grube zu vergessen. Der Weg zerfiel, die Heide wuchs wieder über die Wagenspuren, und bald war sie der vollkommenen Vergessenheit anheimgefallen. So lag sie mitten im Moore, verloren und versteint, als eine Öde, die jedes Lebewesen mied. An ihrer tiefsten Stelle sammelte sich nun das Grundwasser, und dieser alte Tümpel brachte das erste Leben in die kahle Tiefe. Frösche und Salamander fühlten sich in dem brackigen Wasser unendlich wohl und vermehrten sich ungeheuer. Was Wunder, wenn nun öfters die Wildenten zu Besuch kamen, um in der reichen Schüssel zu fischen. An den Füßen, im haftenden Gefieder brachten sie allerhand